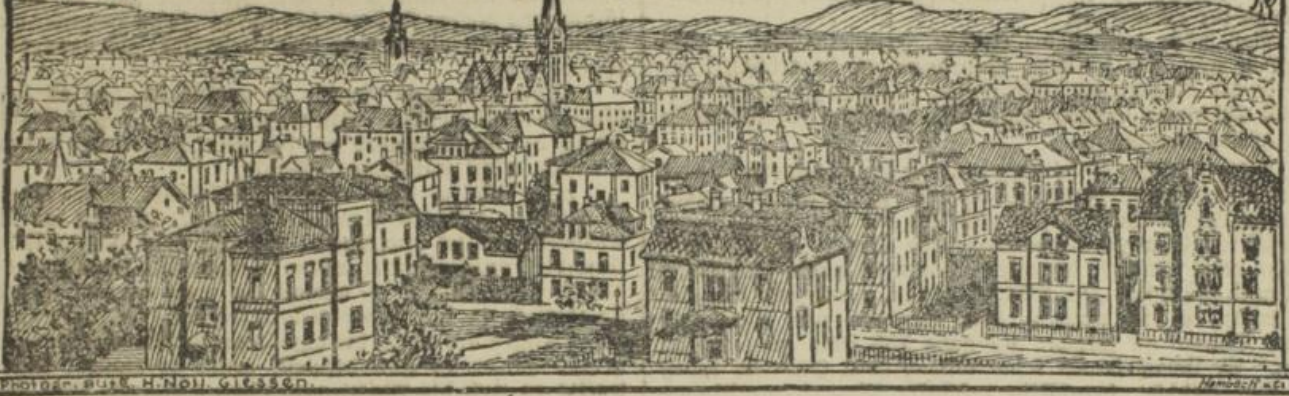


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich halte es für besser,“ wandte sich Wolf an den Bankier, „wenn ich selbst meinem Vater von dem günstigen Ausgang meiner Werbung Mitteilung mache.“

„Du willst mich schon wieder verlassen,“ schmolte Gabriele. „Bleibe doch!“

„Liebes Herz, ich bin meinem Vater doch etwas Mißfällig schuldig — gib mir für eine halbe Stunde Urlaub, ja? Ich bleibe dafür den ganzen Tag hier!“

„Wenn es nicht anders sein kann, füge ich mich,“ sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend. Er drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn und verabschiedete sich. — Nach einer knappen Stunde war er mit seinem Vater wieder da. Gabriele kam ihm jubelnd entgegengeflogen. „Gut, daß du wieder da bist! Wie lang ist mir die Zeit geworden! — Ah, und dein Papa!“ Mit unnachahmlich liebenswürdiger Gebärde streckte sie diesem die weiße ringgeschmückte Hand entgegen, die er galant an seine Lippen führte. „Mein liebes Schwiegertöchterchen,“ sagte er lächelnd, „wie ich mich freue über diesen günstigen Zufall, der es mir vergönnt, Sie persönlich zu begrüßen! — Mir kam die Verlobung so plötzlich; Wolf hat mir nie etwas davon mitgeteilt, daß sein Herz gefangen ist! — Jätwahr, aber sehr begreiflich!“ Und mit bezeichnendem Blick küßte er von neuem ihre Hand, die er noch immer in der seinen hielt.

„Du weißt, Papa, daß man von dem am wenigsten spricht, das einen innerlich am meisten beschäftigt,“ meinte Wolf ruhig. Ein schneller Blick seiner Braut streifte ihn; was wollte er wohl damit sagen? Sie kam aber nicht zum Nachdenken, da der Freiherr eine Unterhaltung einleitete, die sie vollständig in Anspruch nahm. Der Schwiegervater gefiel ihr außerordentlich; er sah so fein und vornehm aus; er war so liebenswürdig und verbindlich, daß er im Sturm ihr Herz und das ihres Vaters gewann. Schade, daß Wolf nicht auch so war — der sah so kalt und steif da — nun, das wollte sie ihm schon abgewöhnen! — Fräulein von Lassen, die Hausdame, war nur noch bei dem intimen Frühstück zugegen. Sie war eine außerordentlich vornehme Erscheinung, zu der Wolf sich sympathisch hingezogen fühlte. Von Gabriele's launenhaftem Wesen hatte sie manches zu ertragen, was sie aber mit vornehmer Ruhe und Gelassenheit hinnahm, wenn es auch schmerzte. — Wolf sah ziemlich still da; er hatte einen etwas schwülstigen Toast seines Vaters und einen sehr rätselhaften des Schwiegervaters über sich ergehen lassen — eine unheimliche Leere fühlte er in sich; ihm war es, als schaue aus dem Grund seines Glases ein süßes, blondes Gesicht mit traurigen Augen vorwurfsvoll zu ihm empor. Konnte er denn das unnütze Grübeln nicht lassen, da es doch keinen Zweck hatte! Langsam strich

er mit der schmalen Hand an der seit kaum einer Stunde der breite Verlobungsring blühte, über die Stirn. Seine Braut beobachtete ihn schweigend; schließlich fragte sie etwas verlegt:

„Woran denkst du, Wolf?“ O, sie wußte genau, wo seine Gedanken weilten, und ihre Hände krampften die Serviette zusammen.

„Warum willst du das wissen, kleine Neugierige?“ gab er mit schwachem Versuch zum Scherzen zurück.

„Du sagst es mir doch, ja? Du warst in Gedanken vertieft, ich sah es — du vernachlässigst mich doch nicht etwa? Wolf, Wolf, das bin ich nicht gewohnt!“ Aus dem leichten, scherzenden Ton, in dem das gesagt wurde, klang doch eine gewisse Schärfe, die ihm keineswegs entging. Er mußte sich zusammennehmen — koste es, was es wolle — das Weib, das er liebte, war ihm ja untreu — nur wohl, hier sah auch eins, das schön und begehrenswert war, und vor allem — dem er verpflichtet war, und das ebenfalls Anspruch auf Liebe und Zärtlichkeit hatte. Etwas wie Mitleid kam doch über ihn, wenn er daran dachte, wie seine Braut ihn liebte, wie sie ihm entgegenkam — und er konnte ihr nichts dafür geben! Da gelobte er sich, daß er sich beherrschen und mit den Umständen rechnen wollte.

„Nun, Wolf, du antwortest mir gar nicht? Darf ich deine Gedanken nicht wissen?“ fragte Ella noch einmal.

„Und wenn ich es dir jetzt sagen will?“

„Doch dann nachher?“

„Nachher, wenn wir allein sind, mein Mädchen!“ sagte er leise, ihr in die Augen sehend. Sie sprach so viel von der Macht und dem Zauber seiner Augen — dann wollte er das jetzt geltend machen — und sein Blick verfehlte auch die Wirkung nicht. Erötend schlug Gabriele die Augen nieder — er war also darum so still, weil er sich nach einem Alleinsein mit ihr sehnte — gerade wie sie! — Sie sagte nach seiner Hand, die er einen Augenblick festhielt und zärtlich drückte.

Gabriele warf einen Blick auf die beiden alten Herren, die in lebhafter Unterhaltung begriffen waren, und Fräulein von Lassen sah still und gedankenvoll da, das Brautpaar unauffällig beobachtend. Sie sah das Beglückte in Gabriele's Augen und das Gezwungene in Wolfs Benehmen und hatte ihre eigenen Gedanken über diese Verlobung.

Endlich war das Mahl zu Ende; die Herrschaften erhoben sich, und die beiden Väter wollten sich ins Rauchzimmer zurückziehen. „Mein Junge, ich gratuliere dir,“ sagte der Freiherr leise zu seinem Sohne, als sie einen Augenblick beieinander standen, „deine Braut ist ein schönes Weib und schwer reich — du hast ein verheißungsvolles Glück! Was wird da Erwin sagen?“

„Meinst du, Papa?“ entgegnete Wolf kalt, „gestatte, daß ich nicht gar so begeistert von dem Handel bin!“

„Du bist nicht recht gescheit —“. Der Freiherr kam aber nicht weiter, da Wolf sich waggewandt und seiner Braut

den Arm geboten hatte. Er zuckte die Achseln. „Berückt,“ murzte er für sich und trat dann ins Rauchzimmer.

„Na, lieber Wolfsburg,“ rief ihm der Bankier entgegen, „da sind Sie! Ich glaubte Sie schon hier! Nun wollen wir es uns bequem machen und das Brautpaar sich ein wenig selbst überlassen — meinen Sie nicht auch? Hier diese Zigarre kann ich Ihnen empfehlen, lieber Baron, sie ist wirklich vorzüglich! —“

„Nicht wahr, Fräulein von Lassen, den Kaffee trinken wir im Garten; es ist so wunderschön heute,“ sagte Gabriele zu der Hausdame.

„Das wäre auch meine Ansicht, Fräulein Ella. — Sie erlauben mir, die nötigen Anordnungen zu treffen,“ erwiderte die Angeredete. Sie wußte ja, daß sie damit Gabriele's Wünschen entgegenkam, die mit dem Verlobten so gern allein sein wollte.

„Bitte, Liebste, es wird ja nicht zu lange dauern,“ sagte Gabriele liebenswürdiger, als es sonst ihre Art war. Fräulein von Lassen empfahl sich und ließ die beiden allein. — Zärtlich sah Ella zu ihrem Verlobten empor. „Bist du zufrieden, mein Schatz?“ hauchte sie dann. Er nahm ihre weiße Hand und küßte sie. „Ja, Ella,“ sagte er, „und nun bitte ich dich, wenn es dich nicht zu sehr ermüdet, mir eines von deinen Liedern zu singen; ich habe dich stets gern singen hören.“ Er sprach damit keine Unwahrheit. Gabriele besaß eine sehr hübsche, sorgfältig geschulte Mezzosopranstimme und verstand es auch, mit Ausdruck zu singen. Einen Augenblick sah sie ihn betroffen an — wenn er weiter nichts wollte — ach, und sie sehnte sich danach, in seinem Arm zu liegen und ihn zu küssen — und er wollte sie singen hören.

„Gern, Wolf,“ sagte sie aber doch freundlich, „ich bin nur heute nicht besonders bei Stimme; du mußt Nachsicht haben! Komm, bitte! Du weißt ja Bescheid, wo der Flügel steht.“ —

Er war ihr beim Notenaussuchen behilflich; sie knieten beide vor dem Notenschränkchen — „hier Schatz, hab ich ein neues Lied — ich kann es nur noch nicht so recht,“ sagte sie, ihn lächelnd ansehend. Sie war berüchtelt in diesem Augenblick, und Wolf wollte sich diesem Eindruck nicht entziehen. Zärtlich legte er den Arm um sie. „Das tut nichts, mein Herz! Komm her zu mir!“ Er zog sie an seine Brust; jubelnd schlang sie die Arme um seinen Hals und preßte sich fest an ihn. „O, du — du —“, stammelte sie, trunken vor Glückseligkeit, „wie habe ich dich lieb, Wolf. Ich wäre gestorben, wenn du nicht mein geworden wärst! Nicht wahr, du liebst mich auch?“ Und fragend blickte sie ihn an.

„Frage doch nicht, lasse dich lieber küssen, mein Herz!“ sagte er, und drückte seine Lippen auf ihren roten Mund. So saßen sie eine Weile. Wolf schloß die Augen halb, und wenn er Ella küßte, meinte er, es wäre sein süßes kleines Mädchen! Was mochte sie treiben? Seinen Brief fand sie doch erst heute abend vor, wenn sie aus dem Geschäft kam. Sicher glaubte sie, es wäre eine zujagende Antwort auf ihren Brief, daß er heute Abend wieder kommen würde! Und dann las sie statt dessen seine Anklagen! So deutlich sah er alles vor sich — daß er doch die Gedanken nicht bannen konnte! Immer und immer wieder tauchte ihr holdes Gesichtchen vor ihm auf, selbst jetzt, wo er die Braut im Arme hielt! — Er kam sich vor, wie der Ritter Lotbar, den Lurlei im Wachen und Träumen verfolgte, weil er ihr die Treue gebrochen — er kam nicht los von ihr; zu fest waren sie miteinander verbunden. — Und Ella — wie war sie leidenschaftlich und unersättlich in ihren Küßen — das üppige, junge Weib in seinem Arm war ganz Liebe und Hingebung — wie war sie anders, als jenes holde Mädchen, das die verkörperte Unschuld und Keuschheit für ihn war, dessen reine Seele so offen vor ihm lag — — — und das ihn doch betrogen! Diese hier war ihm treu, das wußte er genau, — sie hatte ja die Wahl unter so vielen gehabt — und hatte doch nur ihn gewollt! Aber war das auch die echte, rechte Liebe? Nein! es war nur ein leidenschaftliches Begehren und Drängen, es war nur Eitelkeit, den gefeierten Frauenliebbling erobert zu haben — auf welche Weise, war gleich — sie hatte ihn, und das genügte! O, er sah auch, was nun kommen mußte — endlose Besuche, langweilige Einladungen, dazwischen Zärtlichkeitsausbrüche und Eifersuchtsjenen, wovon er heute schon den Anfang gesehen hatte! Nein, das durfte nicht sein — dieser Brautstand würde seine Kerker auf's äußerste anspannen — keine Minute Zeit mehr für sich, immer der ergebene Sklave sein — und dazu die quälenden Gedanken — nein, da war es am besten, er heiratete

so bald wie möglich, dann war er doch wenigstens sein eigener Herr! Und gleich jetzt wollte er der Braut den Vorschlag machen; sie ging sicher darauf ein! —

„Du wolltest wissen, Ella, woran ich vorhin dachte?“ begann er, „willst du es hören, ja?“

„Was war es dem, Geliebter?“ fragte sie, sich das Haar aus der Stirn streichend.

„Ich habe eine Bitte, mein Herz! Möchtest du bei Papa ein gut Wort für mich einlegen, wenn ich ihn bitte, daß wir bald heiraten, recht bald, ja?“ Für ihn war es eine Erlösung aus diesem Zustand, der ihn zu einem Heuchler machen mußte — und nichts war ihm verhasster, als heucheln und lügen!

„Aber warum?“ fragte sie erglühend, „es ist doch so schön, verlobt zu sein!“ Ihr Gefühl sagte ihr, daß die holde Poesie des Brautstandes vor der Wirklichkeit, vor der Prosa der Ehe, nicht standhalten könnte.

„Ja, Ella, es ist aber doch viel schöner, wenn man verheiratet ist und ein eigenes Heim hat, in dem ein liebes Weibchen schaltet und waltet, und das dem Manne lieb und freundlich entgegentritt, wenn er müde und abgespant vom Dienst heim kommt — meinst du nicht auch?“ fragte er, sie zärtlich an sich drückend und sie mit den dunkeln traurigen Augen ansehend, die eine so große Macht über Frauenherzen hatten — und doppelt, wenn er wollte! Und jetzt wollte er auch die Macht anwenden, das erste Mal, daß er es bewußt tat, um zum Ziele zu kommen.

„Du hast recht, mein Herzensschatz,“ entgegnete sie leise, „du hast recht, es muß doch süß sein, wenn man sich erst ganz angehört! Ach, ich sehne mich so danach, weil ich dich so unbeschreiblich lieb habe! So lange ich dich kenne, Wolf! Zwei Jahre bist du schon hier! Wenn ich dich nicht gesehen hätte, wäre ich längst verheiratet! So habe ich auf dich gewartet!“

„— Kind! Auf mich armseligen, unbedeutenden Leutnant —?“

„Ja, Wolf, ich gestehe es dir! Nahe war ich daran, mich mit einem Grafen von Meßdorf zu verloben — ich weiß nicht, ob du ihn kennst — nein? Da sah ich dich im Theater — o, ich weiß noch genau, es wurde „Die versunkene Glocke“ gegeben — und du warst so vertieft, daß du gar keinen Blick fürs Publikum hattest — wie war ich eifersüchtig auf's Rautendesein, der deine ganze Aufmerksamkeit galt — und ich saß doch gegenüber in der Loge! Du gefielst mir so, dein schönes Gesicht — ach, wir jungen Mädchen schwärmten alle für dich; weißt du, wie wir dich nannten? „Sunold Singul, den Rattenfänger!“ Eigentlich dürfte ich dir das gar nicht sagen, ihr Männer seid alle so eitel und eingebildet.“

Wolf lächelte etwas gezwungen; ihm waren diese Eröffnungen nicht gerade angenehm, da er ein Feind jeglicher Uebertreibungen war, besonders, wenn ihm Schmeicheleien wie diese gesagt wurden.

„Ich könnte nachträglich noch eitel werden, Schatz,“ sagte er, „daß meiner unbedeutenden Person so viel Beachtung geschenkt worden ist! Aber der Graf, Ella, was ist aus ihm geworden —?“

„Er ist wohl nach Schlesien gegangen, seine Güter zu bewirtschaften! Er war ein hübscher flotter Kerl — ach, pardon für diesen Ausdruck, Wolf, ich weiß, er ist nicht laibhaftig und du liebst so etwas Forciertes nicht — da siehst du, wie genau ich alles behalten habe, was du sagst,“ lachte sie. — „Ach du,“ sagte sie in leidenschaftlichem Tone, sich wieder fest an ihn schmiegend, „ach du, Wolf, ich habe dich ja zu lieb — ich könnte vor Eifersucht wahnsinnig werden, wenn ich wüßte, daß du noch andere außer mir küßtest — du gehörst doch mir, mir allein! Sag, du hast doch keine andere außer mir lieb? Ich weiß, ihr jungen Männer nehmt das nicht so genau!“

„Aber Ella,“ erwiderte er ernst auf diesen Erguß, „was muß ich hören! Was für Gedanken hegst du in deinem kleinen Kopf! Kränke mich nicht durch solches Mißtrauen! Seit dem Tage, daß du mein geworden, gibt es für mich kein anderes Weib!“

Beschämt senkte sie den Kopf; dann suchte sie leidenschaftlich seinen Mund.

„Vergib, vergib mir, Wolf,“ flüsterte sie, „nur meine übergroße Liebe —“

Im anstößenden Zimmer hörten sie Fräulein von Lassen's Stimme, die mit dem Stubenmädchen sprach. Hastig glitt Ella von Wolfs Arme. „Sie konnte uns auch noch ein paar Minuten des Alleinseins gönnen,“ sagte sie unwillig,

wobei ein häßlicher Zug über ihr Gesicht flog. „So, Schak, nun will ich dir das Lied singen — bleib aber dort sitzen, du bringst mich sonst aus dem Text,“ und sie setzte sich ans Klavier und sang:

„O laß dich halten, goldne Stunde,  
Die nie so schön sich wieder beut!  
Schau, wie die Mondnacht in die Runde  
All ihre weißen Rosen streut!“

Wolf zuckte bei diesen Worten zusammen. Hatte Mary mit ihrer süßen Stimme sie nicht auch gesagt — und hatte er da sein Mädchen nicht stürmisch in die Arme genommen? In greißbarer Deutlichkeit stand jener Abend wieder vor seinen Augen, und die Erinnerung überkam ihn mit Macht. Er hörte nicht darauf, wie und was seine Braut noch sang — er hörte nicht, daß sie geendet und sich ihm wieder zugewandt hatte. Er faß da, das Gesicht von seiner Hand beschattet, in Sinnen verloren.

(Fortsetzung folgt.)

### Johann Gottlieb Fichte.

Bilder seines Lebens und Denkens.

(Zum 100. Todestage am 27. Januar 1914.)

Von Dr. R. Tischen dorf.

Am Dorfbache zu Rammenau in der Lausitz stand ein kleiner Knabe im Leinenkittel und warf sein Lieblingsbuch, den „Hörnenen Siegfried“, in das gluckende Wasser. Zu solchem Opfer hatte sich der junge Johann Gottlieb entschlossen, weil jenes Buch alle seine Gedanken so in Anspruch genommen hatte, daß für seine Pflichten nichts mehr übrig geblieben. Der brave Leinwandweber Fichte war vergalt diese kindliche Delibantat der Pflicht durch eine tüchtige Tracht Prügel, weil das teure Buch nun weg war. Sonderbar und unglauwbwärdig genug mag ihm die Prophezeiung von künftigen Ruhm gelungen haben, die ein alter Weiwandter an der Wiege dieses Erstgeborenen getan, und er hat wohl kaum mehr daran gedacht, selbst als durch die Gönnerschaft des Freiherrn von Miltitz sich dem Knaben unerwartete Bahnen zu freier Entfaltung seiner geistigen Kräfte eröffneten. Fast hätte Johann Gottlieb selbst sich seine Aussichten abgegriffen und sich in ein ungewisses Abenteuerleben gestürzt, als ihm die Quälereien der Zimmergenossen aus der Fürstenschule zu Pforta den Entschluß eingaben, zu entfliehen. Doch ist er von selbst wieder umgekehrt, der Eltern gedenkend.

Seine Studienjahre waren schwer und von Dürftigkeit und ständiger Sorge ums tägliche Brot zerquält. An seinem 26. Geburtstag sah er auf seiner Leipziger Dachstube, der Verzweiflung nahe, weil alle Wege vergeblich, alle Mittel erschöpft waren. Eine Hauslehrstelle in Zürich half aus der Not. Hier gewann der edige und unbeholfene Kandidat der Theologie in Hannover, einer Nichte Klopstocks, die zukünftige Frau. Es war nicht seine Art, in persönlichem Mitleid aufzugehen und seine innerste Bestimmung zu vergessen, er, der seine einzige Leidenschaft den Trieb nennt: Nach außen zu wirken.

Jahre noch sollten dahin gehen im Suchen und Leiden. Nach Leipzig zurückgekehrt, zerklüften sich ihm alle Pläne. Erfüllt von glänzenden Projekten, im Vorgefühl seines Wertes, begierig nach bedeutungsvollen Taten bleibt ihm im Kampfe gegen die Widerstände als einziges Kapital: sein Mut. Ein anderer wäre zerschellt; ihn spornen die Demütnisse an, stählen seine Kraft, führen ihn dahin, wo er den Ausgangspunkt seines künftigen Systems finden sollte: in die Innerlichkeit des Ichs: „Da ich das außer mir nicht ändern konnte, beschloß ich, das in mir zu ändern“. Was so das praktische Leben von der einen, bewirkt die Theorie von der andern Seite her: die Kantische Philosophie padt ihn mächtig, erschüttert alle Anschauungen, macht den Boden frei für den kühnen Bau des Willens, den der Philosoph später errichtete.

Am 4. Juli 1791 schritt Fichte in seinem mit Stabknöpfen besetzten schwarzen Frack dem kleinen Hause des verehrten Meisters Kant am Schloßgraben in der Prinzessinnstraße in Königsberg zu. Seine schnell gearbeitete Schrift „Die Kritik aller Offenbarung“ gewann ihm Kants Interesse und eine ehrenvolle Mittagseinladung; eine Bitte um Hilfe freilich wurde dem wieder in Not Verstrickten abgeklagen. Fichte Schrift machte ihn berühmt; seine Vermählung im Jahre 1793 schenkte ihm Arbeitsruhe und Ruhe im Hause seines Schwiegervaters. Da kam seine Berufung auf den Lehrstuhl der Philosophie nach Jena.

Am 23. Mai 1794 früh um 6 Uhr war der größte Hörsaal der Jenaer Universität bereits überfüllt. Auf Tischen und Bänken standen sie übereinander; die Späterkommenden drängten sich im Dausflur und Hof. Alles rechte die Hölle, als der kleine Mann von kräftigem, gedrungenem Körperbau eintrat und sich in seiner tropigen Gangan den Weg zum Katheder bahnte. Welche festschwere Stirn, was für eine vorstringende, gleichsam herausfordernde Nase! Was für ein durchbohrender Blick! Mit etwas greller Stimme, die

Säße scharf akzentuierend, begann Fichte seine erste Vorlesung mit der „Bestimmung des Gelehrten“. Er sprach nicht schön, aber seine Worte waren von schwerer Gewichtigkeit. Wie ein Gewitter war sein Vortrag und bewegte die Zuhörer.

Ihm, der im Gelehrten den Erzieher der Menschheit sah, der deshalb die höchsten sittlichen Forderungen zu erfüllen hatte, ward zur Aufgabe, die akademische Jugend zu höherer Lebensweise, zu echtem Menschtum, zur Vertiefung ihrer Religion und Veredlung ihrer Sitte zu führen. „Handeln! Handeln! das ist's, wozu wir da sind,“ donnerte er ihnen zu. Und seine erste Sommervorlesung beschloß er mit einer Ansprache „Ueber die Würde des Menschen“, in der es in mächtigen Akkorden klingt: „Der höhere Mensch reißt gewaltig sein Zeitalter auf eine höhere Stufe herauf; er reißt mit Riesenarmen, was er greifen kann, aus dem Jahrbuch des Menschengeschlechts heraus!“ Seinen Zwecken schienen besondere moralische Vorlesungen nötig, die er bei dem Mangel an Zeit auf den Sonntag zu verlegen gedachte. Dieser Plan reizte die ersten Widerstände auf. Ernst wurde es, als bei seinem Kampf gegen die Verbindungen aus den Reihen der Studenten selbst Gegner entstanden, die nächtlicherweise sein Haus mit Steinen bewarfen. Aber ihn, der sich darauf in die Einsamkeit nach Osmannstedt zurückzog, holten leidenschaftliche Bitten wieder an das Lehrpult zurück: „Kommen Sie, Fichte, Lehrer der Wahrheit! Werden Sie wieder Muster für Tausende sich bildende und zu Gelehrten reisende Jünglinge!“ Wie sollte er einem solchen Ruf widerstehen, dem Wirken so naturnotwendig war!

Fichtes theoretische Philosophie, die er in Jena als „Wissenschaftslehre“ in immer neuer Gestalt vortrug, ist, so abstrakt sie in ihren Ausgestaltungen erscheint, aus dem Leben erwachsen und strömt dem Leben dienend zu. Niemals hat je ein Philosoph den innigen Zusammenhang des Menschen mit seinem Denken so tief begriffen, als er, der lehrte: Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist! Derjenige, dem die Widerstände unabänderlich erscheinen, der sich klavisch der Notwendigkeit beugt, wird nie zum Glauben an die freie Tat, an die schöpferische Unbestimmbarkeit seines Ichs gelangen. Nur der Kühne und Tapfere kann in seiner Weltanschauung Idealist sein. Und so wird der Lehrer, der seine Schüler zum Idealismus führt, zugleich der Erzieher, der sie zu freien, sittlichen Menschen macht. Der feurig-scharfe Geist Fichtes begnügte sich nicht damit, die Selbstherrlichkeit des Ich schlechweg zu behaupten; er wollte das Wesen der Widerständigkeit logisch begreifen, die vorgefundenen Schranken auflösen in Taten jenes Ich, das, gleichsam Ich-Ich, im Einzelnen nur in Strahlen gebrochen sich darstellt. Die Ungeheuerlichkeit dieser Aufgabe machte ihre Lösung unmöglich, wenn auch Fichte unerhört nah an den Kern der quellenden Kräfte herankam.

Wie ein Symbol seines Kampfes in der Theorie erscheint sein immer wieder erneutes Zusammenprallen mit den praktischen Widerständen. So ging er auch Jena verloren. Ihn, den tief Religiösen, beschuldigte man einiger Formulierungen wegen des Atheismus. Einen Kompromißversuch von oben, der halb ihm, halb den Beschuldigten recht geben sollte, wollte sein Wahrheits-sinn, sein Mannesmut nicht dulden. Sich als Vertreter des Gelehrtenstandes fühlend, sah er in diesem Vorgehen ein Symptom reaktionärer Einengungsversuche des freien Forschens. So bot er, im Falle er einen Verweis erhielt, seine Entlassung an; er erhielt sie. Herausgerissen aus seiner Tätigkeit, ein Heimatloser, fast ein Verbannter, wandte er sich nach Berlin.

Aus dem Lehrer der akademischen Jugend wird der Lehrer des Volkes; aus dem Erzieher der Aufritter, der Ermahner, der flammende Prediger. Ein Jahr vor dem Zusammenbruch schmetterte Fichte seinen Zuhörern in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ seine Ueberzeugung von der vollendeten Sündhaftigkeit seiner und ihrer Zeit ins Gesicht. Seine „Anweisung zum seligen Leben“ ist aus praktischem Helferwunsch geboren, zu bessern und zu veredeln. Aber die Lehre durch das Leben vermochte er seinen Mitmenschen nicht zu ersparen. Der unheilvolle Krieg von 1806 mußte erst seine blutigen Zeichen schreiben. Beim Ausbruch bot sich Fichte dem König als weltlicher Feldprediger an; da er nicht durch die Tat seine Gesinnung beweisen, da er nur reden könne, so wünschte er, wie Schwert und Blut zu reden. Der König lehnte freundlich dankend ab.

Fichte befand sich in einem Freundeskreis, wo man der Waffenbrüder aufs wärmste gedachte. Immer wieder klangen die Gläser im Wünsche auf ruhmvollen Ausgang aneinander. Auf der Heimkehr in lauer Oktobernacht frohlockten Fichte und die Seinen über den Sieg, den ein Unbekannter fälschlich verkündet hatte: am nächsten Morgen erfuhr er die schreckliche Wahrheit von Jena und Querstadt. Er mußte stehen; er hielt sich in Königsberg, in Kopenhagen auf. „Ich glaube, die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht,“ schrieb er schmerzlich. Die Not seines Volkes schmilzt den Philosophen zum glänzenden Patrioten um. War es ihm bis dahin noch immer möglich erschienen, daß die Zwecke des Menschendaseins in der Menschheit ohne Beachtung einer bestimmten Nation erreicht würden, so wird ihm jetzt die Nation zur eigentlichen Trägerin und Er-

bakteri der wahren Werte. Und gerade in der Erniedrigung des Vaterlandes wächst ihm die Kraft zum Glauben an die heilige Mission der deutschen Nation. Er findet den Weg zu seines Lebens größter Tat: das gedroehene Selbstbewußtsein des Deutschen emporzureisen durch seine „Reden an die deutsche Nation“.

Im runden Saale der Akademie zu Berlin verlammete sich vierzehn Sonntage des Winters 1807/08 hindurch ein dichtgedrängtes Publikum, das die Gebildeten aller Stände umfaßte. Hier sprach Fichte, von den Behörden gewarnt, unter den Augen der französischen Aufpasser, in vollem Bewußtsein der Lebensgefahr, der er sich aussetzte. Die Anspannung dieser Monate brach ihm die Gesundheit und macht ihn fünfviertel Jahr arbeitsunfähig. Aber der Same wirkte, den er gestreut. Die Wege zur sittlichen und sozialen Erneuerung, die hingebender Eifer bahnte und beschritt, sind bestimmt von Fichteschen Ideen; so Schopenhors's allgemeine Wehrpflicht und die Gründung der Berliner Universität. Am Verfassungsplan der letzteren arbeitete Fichte mit; ein Jahr hindurch war er Rektor.

Als die Zeit der Vorbereitung vorüber, als die innere Anspannung aller ausbrechen durfte zur Tat, als der König die Waffenbereiteten berief, deren Lösung das Fichte'sche „Siegen schlechtweg!“ war, bat Fichte zum zweiten Male um ein weltliches Predigeramt im Meer. Bergedisch. Seine Vorlesungen brach er ab und entließ die Studenten zu den Waffen. Den allgemeinen Opfermut teilend, rüstete er mit seinen Kollegen 16 Studenten aus, während man noch 47 Reiseumterstützungen gewährte. Mit Säbel und Pike stand er selbst in den Reihen des Berliner Landsturms. In der Frühjahrszeit der fortbauenden Aushebungen hielt er in seiner Vorlesung vom „Begriff des wahren Krieges“ jedem die heilige Pflicht entgegen, dem Vaterlande zu dienen. Während in siegreichen Schlachten Ehre und Freiheit des Vaterlandes wieder errungen ward, haute, er in seiner „Staatslehre“, die Gegenwart weit überfliegend, ein Vernunftreich des ewigen Friedens auf. In seinem Vermächtnis „Fragment einer politischen Schrift“ wandte er sich der Frage der zukünftigen Verfassung zu und wies als erster Brechen die Stelle im Reiche. Mitten in der Ausübung seiner akademischen Pflichten warf ihn eine Ansteckung nieder, durch seine Frau übertragen, die sich bei der Pflege in Berliner Vazarieten den Typhus geholt. Er konnte mit der Hoffnung auf die geheilte Zukunft seines Volkes sterben, an der er mitgearbeitet durch zündende Rede und markige Schrift, er, der Totenmensch als Lenker.

**Vermischtes.**

Das Neueste vom gedeckten Tisch. Dem modernen Kulturmenschen ist die Tafel, von der er isst, nicht minder wichtig, als was er isst, und die feinsten Genüsse der Küche schmecken ihm nicht, wenn nicht auch der Rahmen und die Art, in der sie serviert werden, seinen ästhetischen Sinn befriedigen. Während man in früheren Zeiten Reichtum und Brunn des gedeckten Tisches durch eine Anhäufung kostbarer Geschirre zum Ausdruck brachte, haßt der moderne Geschmack jede Überladung und möchte auch den materiellesten Genuß, der nun einmal im Essen liegt, gleichsam durch eine immaterielle Form der äußeren Umgebung verfeinern und verklären. Deshalb will man nur wenige, aber erlesene Dinge auf der Speisetafel sehen, köstliches Weinen, Tischdecken mit Spitzeninspirationen und Decken in durchbrochener Arbeit. Den eigentlichen Schmuck der Tafel bilden Blumenkörbe aus Porzellan, auf deren Boden keine elektrische Lampen angebracht sind, die dem feinen Material eine leuchtende Durchsichtigkeit verleihen. Auch zarte künstliche Porzellanblumen, besonders Rosen und Wasserlilien, sind beliebt; sie sind an dem Tisch verstreut, oder die Wasserlilien wachsen empor aus einem kleinen von Najaden umgebenen See, der durch einen blühenden Spiegel dargestellt wird. Neben solch diskreter künstlerischer Herbe darf der Schmuck mit natürlichen Blumen und Früchten nicht vernachlässigt werden. Große Weintrauben, kleine Bündel von Nüssen, Mandarinen und andere erotische Früchte sind überall auf dem feinen Tische ausgebreitet und gewähren so den Dinierenden das Vergnügen, die Früchte sich mit eigener Hand gleichsam vom Zweige zu brechen und bequem wie aus einem künstlichen Fruchtgarten auszuwählen. Eingebettet in ihr eigenes Laub loden erlesene Äpfel und Birnen, und zwischen Beischensbuletts schauen Zitronen hervor, die man sich über die Auktern ausstrückt. Die vornehmste Beleuchtungsform für den modernen Tisch sind Kerzen, und zwar gelten elektrische Leuchtkörper, die die Menge und feierliche Stimmung der wirklichen Wachskerze nicht vortäuschen können, nur als matte Surrogate. Am schönsten brennen richtige Wachskerzen in silbernen Leuchtern mit ihrem ruhigen Licht unter schattenden kleinen Schirmen, die durch eine sinnliche Vorrichtung immer tiefer herabsinken, je mehr die Kerze niederbrennt. Für die einzelnen Gänge gibt es bestimmte Reihenfolgen des Servierens. Am besten trägt man ein Gericht in einer Dekoration auf, die mit seinem Ursprung im Zusammenhang steht. Die getrüfelte Gänseleberpaste erscheint z. B. eingekamelt von dem ganzen Gefieder einer Gans; Geflügel wird in einer vergoldeten Schale aufgetragen, die genau die Formen

des Tieres wiederholt und mit einem passenden Ornament, z. B. einem roten Rahmentamm, geschmückt ist. Das Gleiche gilt von den Fischen.

\* Sein Geschäftsprinzip. Die Köchin: „Ja, sagen Sie mal, Herr Schlächtermeister, Sie wiegen ja das Fleisch gar nicht, das Sie mir verkaufen.“ — „Gut, daß Sie mir das sagen. Wir wiegen immer erst, wenn man sich beschwert.“

**Büchertisch.**

Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek. Nr. 5631. Aus den Erzählungen des Barons Kahlburg. Von Paul Steinmüller. Zweiter Band. 1. und 2. Band in einem Leinenband geb. 80 Bg. Inhalt: Vom frohen und traurigen Pastor. Hundeseele. — Nr. 5632-5634. Meereskunde. Von Prof. Dr. Wolf Bahde. 20. Band der Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Sigmund Günther. Mit 3 farbigen Kartenbeilagen, 7 schwarzen Tafeln, 1 Porträtbeilage und 13 Abbildungen im Text. In Leinen 1 Mk., in Leder mit Goldschnitt oder Halbpergament 1,75 Mk. Inhalt: Vorwort. I. Geschichtliches. II. Die Meeresbeden. III. Das Meerwasser. IV. Bewegungen des Meerwassers. 1. Die Meeresströmungen. 2. Die Wellen. 3. Ebbe und Flut. Schlusswort. Register. — Nr. 5635. Der fliegende Holländer. Romantische Oper in drei Aufzügen. Von Richard Wagner. 70. Band der Opernbücher. Vollständiges Buch. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. — Nr. 5636. Lannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Romantische Oper in drei Aufzügen. Von Richard Wagner. 71. Band der Opernbücher. Vollständiges Buch. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. — Nr. 5637. Lohengrin. Romantische Oper in drei Aufzügen. Von Richard Wagner. 72. Band der Opernbücher. Vollständiges Buch. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. — Nr. 5638. Tristan und Isolde. Von Richard Wagner. 73. Band der Opernbücher. Vollständiges Buch. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. — Nr. 5639. Die Meistersinger von Nürnberg. Von Richard Wagner. 74. Band der Opernbücher. Vollständiges Buch. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. — Nr. 5640. Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel. Von Richard Wagner. 75. Band der Opernbücher. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Georg Richard Kruse. Mit Wagners Bild.

Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 4 ihres zehnten Jahrgangs: Der junge Nietzsche. Von Egon Friedell. Frauen. Von Peter Altenberg. Der Vogen des Obysseus. Von S. J. Meditation über Don Giovanni. 3. Von Leopold Jlegler. Zum Tode Lichtwarks. Von Robert Greuer. Wiener Premierere. Von Alfred Volgar. Deutschem Wort, deutscher Art. Von Julius Bab. Revolution in Klingebach. Von Wilhelm Schäfer. Antworten. Der Frauenmut. Von Heinz Stolz. Die Uhr. Von Hans Garbed. Die unterbrochene Rheinfahrt. Von Peter Panter. Aus der Praxis.

**Rätselsprung.**

			schüt	er			
			zei	lern'	tem	von	
		all	ter	und	er	pf	mut
welt	zieh'n	auch	ge	doch	fe	um	klüg
zu	bei	ein	ein	sit	lich	ta	dein
	sch	gün	trüb	ger	wind	gel	
		li	ger	es	dich		
			zeit	se			

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Langsam geht weit.